Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 11

Artikel: Der Magus aus der Schweiz : Erinnerung an Otto Wirz
Autor: Spemann, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160866

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER MAGUS AUS DER SCHWEIZ

ERINNERUNG AN OTTO WIRZ

VON ADOLF SPEMANN

Es war im März 1922, als ich *Otto Wirz* kennen lernte, und zwar auf seltsame Weise. Bei meinem Bestreben, unseren Engelhornverlag, den Verlag der roten Bändchen von Engelhorns Romanbibliothek, auf ein höheres Niveau zu heben, fühlte ich die Notwendigkeit des Lernens und der Fühlungnahme mit den zeitgenössischen Schriftstellern auf das stärkste; ich sann daher auf Mittel, dies zu verwirklichen und zugleich anderen etwas zu geben. Da verfiel ich auf den Gedanken, in unserer Wohnung am Stuttgarter Feuersee Leseabende zu veranstalten. Aus dem ersten Abend, den Manfred Schneider mit einer Lesung einer soeben beendeten Novelle bestritt, sind dann im Lauf der Jahre siebzehn geworden.

Für den Dichter war eine behagliche Ecke mit Leselampe eingerichtet, die Hörer saßen im Dunkeln. Nachher gab es einfache Bewirtung mit Tee und Brötchen bei außerordentlich angeregter Unterhaltung. Ständige Gäste waren unsere Freunde Fritz und Grete Busch, Carl und Martha Wendling, Wilhelm von Scholz und Felix Steinböck. Unter anderen haben folgende Dichter und Schriftsteller bei uns gelesen: Waldemar Bonsels, Herbert Eulenberg, Johannes von Günther, Hermann Hesse, Ernst Lissauer, Alfred Neumann, Robert Neumann, Josef Ponten, Ernst Reinacher, Walther Erich Schäfer, Wilhelm von Scholz, Frank Thieß.

In der schlimmen Zeit der deutschen Inflation griffen die Menschen begierig nach jeder Anregung, die sie aus dem Jammertal der täglichen Sorgen herausriß, wo niemand wußte, wie er am nächsten Tag seine Kartoffeln bezahlen sollte, und auch die Dichter ließen sich gerne herbei, in einem Bürgerhause Proben aus ihren neuen, noch ungedruckten Werken zum besten zu geben. Unvergeßlich ist mir die stille schwebende Art geblieben, mit der Hermann Hesse ein zartes Gedicht von einer zauberhaften Mischung von Sehnsucht, Verzicht, Wehmut und Heiterkeit frei sprach — mit einer Wirkung, wie sie nur in einem kammermusikalischen Raum möglich ist.

Als bekannt wurde, der gefeierte Verfasser der «Biene Maja» befinde sich in Stuttgart, suchte ich ihn im Hotel Marquardt auf. Waldemar Bonsels empfing mich in einem hochgeschlossenen schwarzen Rock mit einer langen, vom Hals herabhängenden Goldkette. Mit seinem milden, leicht verschleierten Blick und dem gepflegten, anmutig gewellten Haar wirkte er wie ein Missionar, aber ein solcher mit jeglichem Komfort. Er zeigte sich durchaus geneigt, meiner Bitte zu entsprechen, äußerte nur

den Wunsch, einen ihm bekannten Schweizer, der sich zufällig gerade in Stuttgart befinde, mitbringen zu dürfen. Dieser Mann, ein am Eidgenössischen Amt für geistiges Eigentum in Bern angestellter Ingenieur mit dem besonderen Sachgebiet Turbinen namens Otto Wirz, schreibe zur Zeit an einem der merkwürdigsten Bücher, das ihm je vorgekommen sei, von einer inneren Schau ohnegleichen. Selbstverständlich war uns auch dieser Gast nur willkommen.

Bonsels las einige Kapitel aus den «Notizen eines Vagabunden», die damals viel Aufsehen machten; ich wußte wenig damit anzufangen. Das Merkwürdige war nun, daß nicht etwa Bonsels, sondern der fast völlig stumm dasitzende Schweizer mit seinem mächtigen Alemannenschädel die Szene beherrschte, und man spürte, daß Bonsels eigentlich nur für ihn las. Zwei dunkle Augen brannten in tiefen Höhlen unter einer riesigen Stirn. Darunter bewegte sich leicht ein festgeschlossener, ebenso zarter wie männlicher Mund mit leicht spöttischem Ausdruck. Ein riesiges Kinn sprang weit vor. Aus athletischen Handgelenken wuchsen überaus langfingrige, frauenhaft zarte Hände. Die Kraft, die dieser unbekannte Mann ausstrahlte, hatte etwas Unerklärliches und schlug mich alsbald so in Bann, daß ich ihn im späteren Verlauf des Abends nach seinem Roman fragte.

Ich hörte, daß etwa zwei Drittel des umfangreichen Werkes fertig seien und daß ein Vertrag mit einem Berliner Verlag vorliege; dieser habe sich ein Rücktrittsrecht mit merkwürdigen Rückzahlungsbedingungen vorbehalten. Ich bat Herrn Wirz, mir sein Manuskript zugänglich zu machen, da ich von vornherein für etwa abgelehnte Werke ein gutes Vorurteil hatte.

Als einige Monate später der bis jetzt vorliegende Teil eintraf, war allerdings sofort zu erkennen, daß es sich um ein in jedem Betracht ungewöhnliches Werk handelte; es stand weiter über allem, was ich bisher kennen gelernt hatte. Eine unglaublich starke Phantasie und eine Sprache von Eigenart und Kraft wirkten hier zusammen, um ein Ganzes zu schaffen, das entschieden geniale Züge trug. Ich beschloß, Wirz wenn möglich aus dem ihn bedrückenden Vertrag zu befreien und ihm das Risiko einer etwaigen Ablehnung zu benehmen. Dies gelang.

Es dauerte noch geraume Zeit, bis Wirz das Werk vollendet hatte. Sein ganzes Schaffen stand unter schweren inneren Hemmungen und äußeren Hemmnissen. Er hatte von seiner vorgesetzten Behörde die Erlaubnis erhalten, sich seine Arbeit nach Wunsch einzuteilen, und diese so geregelt, daß er seine dienstlichen Pflichten mit gewaltiger Anstrengung in wesentlich kürzerer Zeit als vorgesehen erledigte und die ihm dann im Monat noch verbleibende Zeit für die Arbeit an seiner Dichtung verwendete. Dieses Doppelleben zehrte allerdings bei dem unbedingten und vulkanischen Charakter des Werkes die seelischen und körperlichen Kräfte des Verfassers in unerträglichem Maß auf. So lud ihn denn Bon-

sels ein, das Buch auf seiner Besitzung in Ambach am Starnberger See zu vollenden, und dort hat Wirz auch tatsächlich die letzten Kapitel und den Schluß geschrieben. Das Werk erhielt den Titel *Gewalten eines Toren.*

Trotz den unerhörten technischen und geldlichen Schwierigkeiten der Inflation gelang es uns, das zweibändige Werk im Herbst 1923 herauszubringen. Es schlug in die Zeit ein wie ein nächtlicher Blitz in einen morschen Baum — weithin leuchtete die Fackel seines Brandes. Man erkannte sofort, daß hier in dichterischer Form eine gewaltige Abrechnung mit einer zivilisationsgebundenen Welt des Scheins und der Zwecke, mit einer Menschheit ohne Idee und Glauben gehalten wurde, daß hier ein von Wahrheitsdrang besessener Sucher seine eigene Straße zog, die Fackel vor sich haltend, ohne Rücksicht darauf, ob ihm auch der Wind entgegenschlug und die Flamme das eigene Antlitz versengte. In diesem Werk war eine gewaltige Sprachkraft nur das Mittel zum Zweck, war nur das Instrument, um eine großartige Welt jenseits der Dinge zum Klingen zu bringen. Daß viele mit diesem Buch, das wie ein riesiges glühendes Meteor aus einer fremden Welt auf unsere Erde herabgesaust schien, zunächst nichts anzufangen wußten, ist begreiflich, denn mit den üblichen Mitteln der ästhetischen Analyse war diesem Gebilde schwer beizukommen; selten haben sich an einem Dichtwerk neuerer Zeit so viele Federn — und noch mehr Schreibmaschinen — erprobt wie an den *Gewalten eines Toren.*

Im Lauf desselben Jahres hatten die Beziehungen zu Wirz einen sehr freundschaftlichen Charakter angenommen. Im schlimmen Jahr 1923 besuchte ich den Dichter zum erstenmal drüben in der Schweiz und zwar in Bern, wo er am Luternauweg wohnte. Ich wurde auf das reizendste aufgenommen. Die Gattin des Dichters empfing mich mit größter Herzlichkeit; dann waren da noch zwei prächtige blonde Buben und ein Töchterchen von bezauberndem Liebreiz. Wirz zeigte mir voll Stolz das herrliche Bern und ließ es sich nicht nehmen, mich seiner Überzeugung nach ausgehungerten Inflationsdeutschen mit Nidel und Chästeli und allerhand anderen köstlichen Dingen zu bewirten, die ich seit Jahren nicht gesehen, geschweige denn gegessen hatte. Unvergeßlich ist mir ein gemeinsamer nächtlicher Bummel durch die monderhellten Straßen mit ihren tief im Schatten liegenden Laubengängen und rauschenden Brunnen. Wir stiegen hinunter bis an die reißende Aare, hoch über uns ragte der riesige Viadukt in die Mondnacht und Wirz erzählte mir von seiner Jugend in Bad Cannstatt und seiner Studienzeit in Darmstadt.

Einen merkwürdigeren Mann habe ich nie kennengelernt. Größte unerbittliche Härte gegen sich und die anderen konnte bei ihm unmittelbar in völlige Weichheit umschlagen und zwar wurde diese Wandlung meist durch ein Wort ausgelöst. Ein Gedanke, eine Wendung konnte ihn ebenso zu völliger Empörung aufbringen, wie auch aus heftigem Zorn unvermittelt in tiefe Erschütterung werfen. Er war der gütigste und

selbstloseste Mensch von der Welt und doch wieder ein geradezu naiver Egoist. Er haßte die zweckgebundenen, geschäftstüchtigen und besitzanbetenden unter seinen Landsleuten gründlich und erzählte mir einmal halb empört, halb lachend, wie eine Verwandte von ihm für die weißlackierten Holzbeine ihrer Gartenstühle wollene Schoner gestrickt habe, damit sie sich nicht durch den Kies aufscheuern sollten. Sein Herz gehörte dem freischweifenden Vagabunden. Und dennoch war er ohne den Rückhalt gesicherter Verhältnisse gar nicht denkbar. So war er denn nur ein Revolutionär in Romanform.

Frau Wirz löste die sicherlich nicht leichte Aufgabe, die Gefährtin eines solchen Mannes zu sein, in bewundernswerter Weise; sie war eine vorbildliche Gattin und Mutter. Auch sie gehört zu jenen Frauen, deren Freundschaft uns bis auf den heutigen Tag beglückt. Bei meinem Besuch stellte sich zu meiner Überraschung heraus, daß Frau Clara Wirz-Wyß eine ausgezeichnete Sängerin war, die mit Recht in der Schweiz einen großen Namen besaß. Bekannte Musiker wie Volkmar Andreae, Hermann Scherchen, Othmar Schoeck haben oft mit ihr musiziert; manches Lied von Schoeck hat sie aus der Taufe gehoben. Die Musik hatte einst Otto und Clara Wirz zusammengeführt. Wie er mir selbst erzählt hat, hatte er früher Konzertkritiken geschrieben, bis ihn plötzlich der Ekel vor dieser Tätigkeit ergriff. Frau Wirz besaß einen trefflich geschulten Sopran und eine ganz außerordentliche Musikalität und Gestaltungskraft; das absolute Gehör und eine erstaunliche Fähigkeit des Vomblattsingens ermöglichten ihr schon rein technisch große Leistungen. Wir nahmen gleich einige Arien aus den Passionen Bachs durch; es war ein herrliches Musizieren. In einer Ecke des Musikzimmers saß Wirz mit brennenden Augen. Am Schluß schlug er sich auf die Knie und rief dröhnend: «*Das* nenne ich Musik!»

Im Lauf der Zeit brach bei Wirz ein schweres Leiden tuberkulöser Natur aus, das beide Knie ergriff, so daß er mehrere Jahre in Gips ans Bett gefesselt war. Er trug dies mit einer stoischen Gelassenheit, aber diese Zeit trug dazu bei, ihn nur noch tiefer in den Urwald seiner Seele hineinzutreiben. Erstaunlicherweise riß seine gewaltige Natur sich aus diesem Wellental wieder hoch, aber der Dichter Wirz schien doch endgültig von der Welt der Erscheinungen Abschied genommen zu haben und in das Reich jenseits der Dinge hinübergewandert zu sein. Die eigenartige «Novelle um Gott» und die beiden Romane «Die geduckte Kraft» und «Prophet Müller-zwo» waren das sichtbare Ergebnis. Da ich damals nur die Ausdruckskraft und künstlerische Bedeutung eines Werkes im Auge hatte, nicht aber die geistige und seelische Wirkung auf den Leser bedachte, habe ich alle diese Werke gebracht, obwohl ich das Gefühl hatte, daß der Dichter in eine Sackgasse geraten sei und ich befürchten mußte, daß er aus dieser nicht mehr zurückfinden werde.

An dieser Entwicklung war sicherlich auch der Einfluß von Bonsels

schuld. Dieser setzte Wirz den Gedanken in den Kopf, die lästige Fessel des bürgerlichen Berufs abzustreifen und sich pensionieren zu lassen. Uns wurde nahegelegt, durch Aussetzung eines festen Jahresgehalts diese nicht ausreichende Pension zu ergänzen. Trotz unserer schwierigen Geldlage fanden wir uns dazu bereit, um den bedeutenden Dichter nicht zu verlieren. Aber ich habe später erkannt, daß wir ihm mit diesem Schritt keinen Dienst erwiesen haben, denn die Befreiung von der Berufsarbeit und von wirtschaftlicher Sorge löste seine geistige Verbindung mit irdischer Realität nun vollends; es fehlte ihm schließlich sozusagen die Erdleitung. Oft dachte ich an einen indischen Yoghi, der sich durch Blick in einen Kristall oder durch Meditation in Selbsthypnose versetzt, und so war der Dichter zweifellos endlich in Gefahr, in sich selbst abzustürzen.

Das Verhältnis zwischen Wirz und Bonsels war sehr merkwürdig. Ich hatte Gelegenheit, es ziemlich aus der Nähe zu beobachten. Beide konnten einander geistig nicht entbehren, denn sie steigerten sich gegenseitig. Ich saß einmal mit beiden Dichtern zusammen in einer alten Stuttgarter Weinstube und erlebte staunend, welche Höhen das Gespräch erklomm. Bonsels war überhaupt nicht wiederzuerkennen. Nichts, was ich von ihm gelesen hatte, konnte sich mit dieser Improvisation vergleichen. Er führte das Wort, manchmal führte das Wort ihn; der stille Motor dabei war Wirz, obgleich er nicht viel sagte. Nach diesem Abend verstand ich sehr wohl, warum der älter werdende Bonsels sich so krampfhaft an den stillen großen Mann aus dem Kanton Unterwalden klammerte. Aber auch Wirz konnte nicht so recht ohne die belebende Nähe von Bonsels sein, sondern er brauchte sie zum Schaffen. Einige Jahre dauerte diese Symbiose, aber dann zog sich Wirz zurück; er machte mir gegenüber kein Hehl aus seiner Enttäuschung.

Das letzte Werk von Wirz, das ich verlegt habe, war die reizvolle Erzählung «Späte Erfüllung». Wenige Wochen vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges habe ich den großen Magier aus der Schweiz noch einmal gesehen, doch blieben wir bis zuletzt in herzlicher brieflicher Verbindung. Nach sehr schwerem langem Leiden ist Otto Wirz im Jahre 1946 gestorben, bis zu seinem Ende seiner zweiten Heimat Deutschland innerlich eng verbunden. Ich kann seiner nur mit Liebe und Rührung gedenken.